

FRAUKE BOLTEN-BOSHAMMER
MIT SUE SMETHURST

DIAMANTEN *im* STAUB

Die Geschichte einer starken Frau,
die im Outback ein Diamanten-
Imperium aufbaut

AUS DEM ENGLISCHEN
VON TEA DIETTERICH



DUMONT

Prolog

April 1981, Perth

Die Flugbegleiterin hob eine Augenbraue, während sie unsere Tickets studierte. »Wissen Sie eigentlich, was Sie in Kununurra erwartet?«, fragte sie ein wenig von oben herab.

Ihre Neugier auf jemanden, der ohne Rückflugticket in diesen entlegensten Teil Australiens reiste, war wohl verständlich – besonders aber bei einem jungen Paar, das kaum Englisch sprach und drei kleine Kinder im Schlepptau hatte.

Als sie unsere Koffer auf einem Gepäckwagen verstaut hatte, der bereits hoch mit Zeitungen, Mehlsäcken und diversen Ausrüstungsgegenständen beladen war, hob ich das Baby auf meiner Hüfte etwas höher, strich mir selbstbewusst eine widerspenstige braune Locke aus dem Gesicht und kratzte das letzte bisschen falscher Zuversicht zusammen, um ein Lächeln auf mein Gesicht zu zaubern.

Das eigensinnige deutsche Blut in meinen Adern ließ nicht zu, dass ich mir auch nur im Geringsten die lähmende Angst anmerken ließ, die mir den Schlaf raubte, seit mein Mann Friedrich vor sechs Monaten die Bombe hatte platzen lassen: Wir würden nach Australien ziehen.

Flüge von Perth ins Outback waren selten, ebenso Passagiere auf ihnen. Der Flug MV 392 von Perth über Derby nach Kununurra, bekannt als *Milk Run*, lieferte dringend benötigte Vorräte und Ersatzteile für die abgelegenen Rinderfarmen und winzigen Siedlungen, die weit verstreut in dieser riesigen Wüstenregion lagen. Für die Menschen, die dort lebten, war dieser Flug die einzige Verbindung zur Außenwelt.

Es gab weder besonderen Service an Bord noch ein »Lehnen Sie sich zurück, entspannen Sie sich und genießen Sie den Flug« vom Flugkapitän. Bei uns handelte es sich um Fracht, menschliche Fracht, die in die entlegenste Ecke der Wüstenregion geliefert werden sollte.

Nachdem unsere Tickets kontrolliert waren, rasten der elfjährige Fritz und die zehnjährige Margret über das Rollfeld und die Metalltreppe zum Flugzeug hinauf, um ihre Plätze zu finden, während der Rest unseres Gepäcks im Frachtraum verstaut wurde. Wir hatten nicht viel dabei. Die dicken Wollmäntel und Mützen, die man brauchte, um zu Hause den Winter zu überstehen, hatten wir auf dem Dachboden unseres Bauernhauses im norddeutschen Seedorf verstaut, wo sie jetzt auf unsere Rückkehr warteten. Ein paar Koffer und die Kleidung, die wir trugen, waren alles, was wir für unser Abenteuer brauchen würden.

Wir waren auf dem Weg in eine der entferntesten und abgelegensten Regionen Australiens, möglicherweise der ganzen Welt. Ein Winkel des Outback voller Krokodile, acht Autostunden von der nächsten größeren Stadt entfernt. Unser neues Zuhause würde eine Farm sein, die ich noch nie gesehen hatte, an einem Ort, von dem ich noch nie gehört hatte, mit einem Namen, den ich kaum aussprechen konnte, 3200 Kilometer von Perth entfernt, an der Grenze zwischen den beiden Bundesstaaten Northern Territory und Western Australia, mitten im Nirgendwo.

Ich schnallte mich an – für die Reise meines Lebens.

Schleswig-Holstein, wo ich geboren und aufgewachsen bin, ist bekannt für seine malerischen sanften Hügel, sattgrünen Felder und einsamen Seen, die wie in Szenen aus *The Sound of Music* (*Meine Lieder – meine Träume*) aussehen. Ich muss gestehen, dass ich jedes Mal, wenn ich diesen Film sehe, ein wenig Heimweh bekomme.

Meine Mutter war die große Liebe meines Vaters. Sie hatten sich kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verlobt, und als er von der Wehrmacht eingezogen wurde, schrieben sie einander mehr als 400 Liebesbriefe, um in Verbindung zu bleiben.

Jeder einzelne Brief meines Vaters begann mit den Worten: »Meine allerliebste Lotte! Unsere Gedanken sind beieinander.« Er schrieb Seiten über Seiten in seinem sehr schönen Stil, voller Geschichten über das Leben in den Schützengräben. Meine Mutter sandte ihm tröstende und aufmunternde Worte von zu Hause zurück. Als er auf Heimaturlaub war, heirateten sie, aber die Flitterwochen mussten warten, da er zurück an die Front musste. Sie hassten es, voneinander getrennt zu sein.

Erst nach dem Krieg und der Rückkehr meines Vaters konnten sie ihr gemeinsames Leben auf dem Hof meines Großvaters in Neuheim beginnen, wo sie wohnten und arbeiteten. 1943 wurde mein Bruder Jürgen geboren, und zwei Jahre darauf folgte meine Schwester Dorte. Ich wurde am 3. Oktober 1947 als Frauke Seemann geboren. Frauke ist eine Verkleinerungsform von Frau, ich war also eine »kleine Dame«.

Kurz nach meinem zweiten Geburtstag starb meine Mutter Liselotte im Alter von gerade einmal 34 Jahren an Krebs. Ich habe sie nicht wirklich kennengelernt, und es bricht mir bis heute das Herz, dass ich keine eigenen Erinnerungen an sie habe. All meine

Erinnerungen stammen von anderen, es sind geborgte Erinnerungen, zusammengeklaut aus Geschichten und Anekdoten, die meine Familie mir auf meine Bitten hin erzählt hat. Auf diese Weise habe ich ein Bild von ihr zusammengestückelt, eine wertvolle Vorstellung, die ich für immer in meinem Herzen trage.

Ich habe ein kostbares Foto von uns beiden, eine verblassende Schwarz-Weiß-Aufnahme, die gerahmt in meinem Schlafzimmer steht. Ich sehe sie jeden Tag, wenn ich aufwache. Als das Foto gemacht wurde, war ihr Krebs schon weit fortgeschritten. Sie ist dünn und blass und weist keinerlei Ähnlichkeit mehr mit den kräftigen Frauen in meiner Familie auf. Trotzdem bin ich dankbar für dieses eine Bild; es gibt mir etwas, woran ich mich festhalten kann.

Mein Vater Johannes war am Boden zerstört, als sie starb. Den Sarg meiner Mutter hatte er mit ihren Lieblingsblumen auspolstern lassen, sodass ihr Kopf auf einem dicken Kissen aus dunkel- und purpurroten Nelken ruhte. Nachdem der Sarg geschlossen war, wurden lange Blumengirlanden über ihn gelegt. Mein Bruder, meine Schwester und ich durften nicht zur Beerdigung kommen – wir wussten bis nach dem Begräbnis nicht einmal, dass sie gestorben war. Wir konnten uns also nicht von ihr verabschieden.

In seiner Grabrede sprach mein Vater mit Stolz davon, dass ihre Liebe mit jedem Tag stärker geworden sei, und nannte sie seine »liebe Lebensgefährtin«. Er erinnerte sich an die seltenen Momente, in denen er während des Krieges hatte bei ihr sein können, und daran, wie traurig es jedes Mal gewesen war, wenn er sich von ihr hatte verabschieden müssen. »Es war schrecklich, nie zu wissen, ob wir uns wiedersehen würden, aber ihre stillen Gebete, ihre Tapferkeit und ihre Liebe – all dies trug dazu bei, dass ich den Krieg überlebte.« In den letzten Stunden ihres Lebens habe sie seine Hand gedrückt, während er sie zärtlich in seinen Armen ge-

halten habe, »bis der Tod stärker war und sie nicht mehr die Kraft hatte, ihn zu besiegen«, erzählte er der trauernden Gemeinde. Jahre später erfuhr ich, dass er in Tränen ausbrach, als er seine letzten Worte vorlas: »Mein einziger Wunsch ist, dass die Kinder und ich dich nur noch ein letztes Mal sehen können.«

Ich habe seine Grabrede oft gelesen; in ihr wird ganz klar, dass er meine Mutter abgöttisch liebte. Ich glaube, sowohl sein Herz als auch sein Geist zerbrachen am Tag ihres Todes. Den Rest seines Lebens trug er stets eine Strähne ihres Haares bei sich.

Nach ihrem Tod sprachen wir kaum über meine Mutter; es schmerzte meinen Vater zu sehr. Wann immer einer von uns sie erwähnte, fing er an zu weinen. Wir konnten sehen, wie unglaublich traurig es ihn machte; sein Herz war gebrochen. Wir wollten ihm nicht noch mehr Schmerz zufügen, also hörten wir einfach auf, über sie zu sprechen. Es war, als hätte sie nie existiert.

Mein Vater bemühte sich sehr, sich ohne Frau um uns zu kümmern – etwas, das damals nicht als die Aufgabe eines Mannes angesehen wurde. Er war ein sehr traditionsverhafteter Mann, ein kräftiger deutscher Bauer, dessen Aufgabe es war, uns ein Zuhause zu bieten, ein Dach über dem Kopf und Essen auf dem Tisch – all das tat er, aber es fiel ihm schwer, uns seine Liebe zu zeigen.

Am meisten sehnten wir uns nach Zuneigung, nach der zärtlichen Umarmung eines Vaters, nach jemandem, der unsere Tränen trocknete und uns sagte, dass alles gut werden würde; er aber war dazu erzogen worden, sich nicht unterkriegen zu lassen und immer weiterzumachen. Das erwartete er auch von uns; außerdem war er der Meinung, dass Kinder zwar gesehen, aber nicht gehört werden sollten.

Vor dem Mittag- oder Abendessen mussten wir mucksmäuschenstill und mit geradem Rücken hinter unseren Stühlen stehen,

wenn unser Vater den Raum betrat. Wir durften uns erst setzen, wenn er es uns erlaubte.

Als wir einmal am Essen herummäkelten, versuchte er, uns klarzumachen, wie dankbar wir dafür sein sollten.

»Ihr Kinder habt ja keine Ahnung, wie das während des Krieges war!«, brüllte er, bevor er in den Garten hinausstürmte.

Als er wieder hereinkam, hatte er einen Spatz in der Hand, der sich nicht rührte. Er hatte ihn mit bloßen Händen umgebracht, und wir sollten ihn essen. Wir waren entsetzt, als er ihn in die Küche trug.

»Das haben Soldaten im Krieg gegessen«, sagte er, als er zurückkam und rasch unsere Teller leerte, um Platz für den gebratenen Vogel zu machen.

Wir haben uns nie wieder über unser Mittagessen beschwert.

Dortes einzige richtige Erinnerung an meine Mutter ist die an das letzte Weihnachten, das wir mit ihr feierten, nur einen Monat vor ihrem Tod. Als ich vier oder fünf Jahre alt war, entschied Vater, dass wir keinen Weihnachtsbaum mehr brauchten. Er sagte uns, Weihnachten sei abesagt; es war ihm einfach zu viel. Wir waren sehr unglücklich, und schließlich gab er nach und holte in letzter Minute einen Baum. Aber seine Traurigkeit hatte auch uns angesteckt.

Als ich sechs Jahre alt war, fand mein Vater, ich sei alt genug, gemeinsam mit Jürgen und Dorte auf dem Hof zu helfen. Also arbeiteten wir nach der Schule auf dem Feld, um die Ernte einzubringen. Wir hackten Zuckerrüben, damit sie nicht so dicht beieinanderstanden, was mühsam war, aber bei Weitem nicht so anstrengend wie das Aufsammeln von Kartoffeln. Im Spätherbst liefen wir sowohl am frühen Morgen als auch spätabends auf dem Acker hinter dem Kartoffelroder, einer Art Pflug, der die Kartoffeln ausgrub, her und mussten alle einsammeln, die dabei freigelegt wurden. Kartoffeln sind sehr frostempfindlich, also mussten

wir sie schnell aufsammeln, bevor sie verderben konnten. Wir klaubten Hunderte fast gefrorene Kartoffeln aus der Erde. Sie waren so kalt, dass es wehtat, sie zu halten. Manchmal hatte ich das Gefühl, meine kleinen Finger könnten jederzeit abbrechen.

Mit alledem wollte Vater uns stark machen; wir sollten lernen, wie man schwierige Zeiten übersteht.

Trotzdem blieb auch Zeit zum Spielen, und als Kinder hatten wir viele Freiheiten. Die einzigen anderen Kinder, die in der Nähe lebten, waren die Jungs auf einem benachbarten Bauernhof, aber das machte Dorte und mir nichts aus. Solange wir jemanden zum Spielen hatten, war es uns egal, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Wir hatten eine weitläufige Scheune für das Heu, und mithilfe der Jungs gruben wir an einem Ende eine geheime Höhle und stützten sie mit Brettern ab. Es war wirklich toll. Die Höhle lag versteckt hinter dem ganzen aufgetürmten Heu, sodass wir durch das Heu kriechen mussten, um hineinzukommen. Ich erinnere mich noch gut daran, dass wir eines Tages Kerzen in unsere Heuhöhle mitnahmen und anzündeten. Heutzutage schaudere ich, wenn ich darüber nachdenke, was da hätte passieren können.

Jeden Tag liefen wir die zweieinhalb Kilometer zu unserer Grundschule in Mehlby zu Fuß – hin und wieder zurück. Ich war ein schrecklich schüchternes Kind und saß lieber still im Klassenzimmer, als die Aufmerksamkeit der anderen auf mich zu ziehen. Um mich aus meinem Schneckenhaus zu locken, rief der Lehrer mich oft auf, was natürlich die gegenteilige Wirkung hatte. Wenn ich mich doch einmal traute, mich von mir aus zu melden, machte er abfällige Bemerkungen wie: »Oh, sie spricht«, oder, wenn meine Antwort falsch war: »Was könnte man auch sonst von der kleinen Frauke erwarten?« Er sorgte dafür, dass ich mich dumm fühlte, also gab ich einfach auf.

Mein Vater beschäftigte Schülerinnen von der nahe gelegenen Hauswirtschaftsschule, die ihn bei der Hausarbeit unter-

stützten. Die Aufgabe der jungen Frauen war es, zu kochen, zu putzen und das Haus in Ordnung zu halten. Sie machten ihre Arbeit gut, aber wir sehnten uns nach mütterlicher Fürsorge und der Mutter, die wir nicht hatten. Adele, meine Großmutter mütterlicherseits, war wunderbar, und Dorte wurde wie eine Mutter für mich. Sie war diejenige, die mich tröstete und umarmte, wenn ich es brauchte, aber sie war ja selbst noch ein Kind.

Die Rettung kam, als eines Tages eine Frau mittleren Alters aus Ostpreußen an unserer Haustür klopfte: Margarete Brandstädter. Am Ende nannten wir alle sie Tante Banta.

Sie stammte aus einem kleinen Ort in der Nähe von Soldahnen im Kreis Angerburg. Nach der Eroberung Ostpreußens und ihres Heimatdorfes durch die Sowjetarmee hatte sie mit ihrer Tochter Ursula fliehen müssen. Und jetzt stand sie vor unserer Tür und suchte nach einer Bleibe. Mein Vater nahm sie in unser Haus und in unser Leben auf, und schon bald liebten wir sie sehr. Diese große, dünne Frau mit ihrer runden Drahtbrille, den dicken Strümpfen und vernünftigen Schnürschuhen umarmte uns aufs Geratewohl, backte Kekse und las uns Geschichten vor; sie machte uns glücklich. Wir wussten, dass sie nicht ewig bleiben würde, aber wir klammerten uns an jeden wertvollen Moment mit unserer eigenen Mary Poppins.

Als ich acht Jahre alt war, heiratete Vater wieder. Wir freuten uns sehr für ihn und hofften, dass Frieda etwas Sonnenschein in sein Leben zurückbringen würde. Aber ihre Ehe war lieblos; er hatte nur jemanden gesucht, der ihm mit den Kindern half.

Frieda bemühte sich redlich um uns, aber sie war keine besonders warmherzige Frau, und da mein Vater Zuneigung als ein Zeichen der Schwäche ansah, ermutigte er sie nicht. Er befürchtete, wir würden sonst verhätschelt. Glücklicherweise zog Tante Banta nicht weit weg und blieb ein wichtiger Teil unseres Lebens – und das bis zu ihrem Tod im Jahr 1991.

Meine eigene Erziehung sollte die Art von Mutter prägen, die ich einmal werden würde. Ich gab mir damals selbst das Versprechen, meine Kinder mit Zuneigung und Liebe zu überschütten, denn man verzieht ein Kind nicht, wenn man ihm zu viel Liebe schenkt.



Meine Zukunft und mein Schicksal wurden 1965 besiegelt, als ich im Alter von 17 Jahren auf den Bauernhof der Familie Bolten geschickt wurde, um dort zu arbeiten. Nach der Schule hatte ich, so wie es auch meine Mutter getan hatte, eine Hauswirtschaftslehre begonnen. Wir lernten alle möglichen häuslichen Pflichten zu erfüllen, lernten bügeln, kochen und gärtnern – also alles, was eine Frau können muss, um einen Haushalt zu führen.

Einen Teil unserer Ausbildung absolvierten wir bei einer Familie auf einem Bauernhof, so wie es die jungen Hauswirtschaftsschülerinnen bei uns getan hatten. Ich wurde gemeinsam mit einem anderen jungen Mädchen, Elisabeth, zu Familie Bolten geschickt. Die Boltens besaßen einen sehr erfolgreichen landwirtschaftlichen Betrieb, den Sünderuphof. Er lag am Stadtrand von Flensburg, etwa 45 Kilometer von Kappeln entfernt, wo ich aufgewachsen bin.

Als wir auf das Anwesen der Boltens zuliefen, konnten wir von der Straße aus sehen, dass dieser Bauernhof etwas Besonderes war. Zuerst war ein riesiges Reetdach zwischen den Baumkronen hindurch zu erkennen, und dann erschien das weitläufige weiße Backsteinhaus am Ende einer langen, kurvigen Zufahrt, die von dicken grünen Hainbuchenhecken gesäumt war.

In dem Moment, in dem ich das schöne Haus der Boltens betrat, verliebte ich mich – sowohl in ihr Zuhause als auch in sie. Ihre Gastfreundlichkeit und Wärme waren überwältigend.

Ihr Zuhause war ein schönes, großes, traditionelles deutsches Gutshaus. Es hatte fünfzehn Zimmer, von denen jedes in einem anderen Stil eingerichtet und mit anderen Farben gestaltet war und einen Blick auf sattgrüne Weiden bot. Das ursprüngliche Haus war 1941 bombardiert worden und brannte ab. Die Familie hatte es wiederaufbauen lassen. Während die Fassade wieder wie vor dem Krieg aussah, bot das Innere jeden modernen Luxus, den man sich nur vorstellen konnte, einschließlich einer dekadenten Zentralheizung – etwas, das ich von zu Hause nicht kannte. Solange ich in diesem Haus lebte, würde mir nie kalt werden.

Elisabeth und ich bekamen Schlafzimmer im Obergeschoss, und unsere Aufgabe war es, Frau Bolten bei der Hausarbeit zu helfen. Auf dem Hof war sehr viel los, und unser Tag begann um 6:30 Uhr, wenn wir das Frühstück für die Männer machten, die auf den Feldern arbeiteten, und die Milchsuppe für Großmutter Bolten zubereiteten, die ebenfalls in dem Haus lebte.

Wenn alle zu Abend gegessen hatten und alle Hausarbeiten erledigt waren, lud Frau Bolten uns ein, noch bei der Familie zu bleiben und mit ihnen zu plaudern. Ich genoss ihre Gesellschaft, insbesondere die von Herrn Bolten, der sehr großzügig war und mich oft zum Lachen brachte. Frau Bolten, eine geborene Petersen, aufgewachsen auf dem Gut Lundsgaard, war sehr anspruchsvoll – sie erwartete, dass alles perfekt war und ihren außergewöhnlich hohen Ansprüchen entsprach –, aber sie strahlte auch eine Wärme aus, nach der ich mich seit meiner Kindheit geseht hatte. Sie brachte mir viele Dinge bei, unter anderem auch, ein Glas guten Weins zu genießen, und gab Elisabeth und mir das Gefühl, Teil der Familie zu sein.

Etwa einen Monat nach unserer Ankunft heiratete Hedi, eine Tochter der Boltens. Der Empfang sollte im Haus stattfinden, also liefen Elisabeth und ich uns in den Tagen davor die Hacken ab, um dafür zu sorgen, dass nirgendwo auch nur ein Staub-

korn zu finden war. Die Gläser funkelten, die Wäsche war gestärkt und gemangelt worden, bis sie frisch und steif war, Blumen füllten Vasen in jeder Ecke des Hauses, und das Besteck war poliert, dass man sich darin spiegeln konnte.

Wir bereiteten ein königliches Fest vor, schenkten Champagner aus, bedienten die Gäste und sorgten dafür, dass alles reibungslos verlief, damit Herr und Frau Boltens sich ihren Gästen widmen konnten. Am späten Abend, als alles Essen serviert war und die letzten Gäste an ihren Getränken nippten, konnten wir uns endlich entspannen. Die meisten der älteren Gäste waren bereits früher gegangen, aber ein paar jüngere waren noch da und tanzten bis spät in die Nacht.

Hartwig, der jüngste Sohn der Boltens, streckte mir seine Hand entgegen und fragte mich, ob ich mit ihm tanzen wolle. Er war charmant und selbstbewusster als jeder andere junge Mann, den ich je getroffen hatte. Frau Boltens ermutigte Elisabeth und mich, ebenfalls das Tanzbein zu schwingen, also nahm ich Hartwigs Hand.

An diesem Abend wurden wir ein Paar. Hartwig war ein hinreißender Verehrer. Manchmal nahm er mich mit zum Tanzen oder ins Kino, und wir hielten Händchen oder küssten uns, aber zu mehr kam es nicht.

Wir waren etwa ein Jahr zusammen, als Hartwig unsere Beziehung plötzlich beendete. Ich würde demnächst auf die Frauenfachschule in Flensburg gehen, um meine Ausbildung fortzusetzen, und er erklärte mir, dass er nicht wollte, dass sich unsere Beziehung weiter vertiefte, und sagte: »Ich will meine erste Freundin nicht heiraten.« Er wollte sich lieber noch ein wenig austoben.

Ich war traurig und fürchtete zudem, ich würde die Boltens nicht mehr wiedersehen, und ich liebte diese Familie doch so sehr.

Nach meiner Ausbildung zog ich weg, zunächst nach Hamburg und dann weiter in den Süden, nach Bad Nenndorf bei Hannover, wo ich eine Stelle in einem Sanatorium mit 400 Patienten

bekam. Es war ein ziemlich deprimierender Ort – ein großes altes Backsteingebäude voller sehr kranker Menschen –, aber es gab eine riesige Küche und es wurde viel Personal benötigt, um den Laden am Laufen zu halten.

Die Arbeit im Sanatorium war anstrengend, und ich war jeden Abend ziemlich erschöpft, aber ich habe in dieser Zeit enorm viel gelernt. Ich verdiente mein eigenes Geld und war finanziell unabhängig, worauf ich sehr stolz war – und endlich konnte ich meinen Führerschein machen.

Kurz nach meinem neunzehnten Geburtstag lud mich Frau Bolten zu einem Besuch auf den Gutshof ein. Zufällig war auch Friedrich, der älteste Sohn, zu Hause. Nach dem Militärdienst, den er verabscheut hatte, hatte er im fünf Stunden entfernten Soest Landwirtschaft studiert. Friedrichs Schicksal hatte sich schon in frühen Jahren entschieden: Als ältester Sohn würde er den Hof der Familie Bolten erben. Große Erwartungen lasteten somit auf seinen Schultern.

Friedrich war eine blonde Bohnenstange. Dünn und mit dichtem Haar, war er das Ebenbild seines Vaters. Beide hatten einen durchtrainierten Körper, dem man die harte Arbeit ansah. An diesem Tag verstanden wir uns gut, und er schenkte mir viel Aufmerksamkeit. Kurz darauf fasste er sich ein Herz und bat mich, mit ihm auszugehen. Erst Jahre später gestand er mir, dass er schon immer ziemlich angetan von mir gewesen war und es ihn geärgert hatte, dass sein kleiner Bruder mich als Erster um eine Verabredung gebeten hatte.

Wir wurden gute Freunde und genossen die Gesellschaft des anderen. Friedrich war nicht so selbstsicher wie Hartwig, und es dauerte ein paar Monate, bis er es wagte, mich zu küssen. Das zwischen uns war also keine Herzsrasen verursachende, leidenschaftliche Romanze, stattdessen wuchs ganz natürlich mit der Zeit unsere Liebe zueinander. Er versuchte nicht, mein Herz im

Sturm zu erobern, aber genau dafür liebte ich ihn: Er war geduldig, sanft und freundlich, nachdenklich und rücksichtsvoll, und er war stark und einfühlsam.

Friedrich war kein großer Redner und mochte es nicht, im Mittelpunkt zu stehen, aber er dachte viel nach. Er hatte große Träume und war entschlossen, seine Spuren auf der Welt zu hinterlassen und sich seinen eigenen Namen zu machen.

Seine Familie war sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Geschäftswelt sehr erfolgreich. Friedrichs Ururgroßvater August Bolten war Mitbegründer mehrerer Hamburger Reedereien, darunter die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, kurz Hapag, eine Reederei, die später mit der Norddeutschen Lloyd zur Hapag-Lloyd fusionierte, heute eines der größten Transport- und Logistikunternehmen Deutschlands, und die Hamburg-Brasilianische Dampfschiffahrt-Gesellschaft, die bis heute als Hamburg Süd weiterexistiert.

Es wäre für Friedrich ein Leichtes gewesen, einfach irgendwie vor sich hin zu leben, bis er den Familienbetrieb erben würde, aber das war nicht seine Art. Er hatte den Unternehmergeist seiner Vorfahren geerbt. Er war stolz und klug, hatte Träume und einen unruhigen Geist. Er wollte hart arbeiten und alles aus seinem Leben herausholen. Er wollte sehen, was er durch seine eigene harte Arbeit erreichen konnte, und sich nicht mit dem zufriedengeben, was ihm in die Wiege gelegt worden war.



Auf ungewöhnlichem Weg fand ich heraus, dass Friedrich mich heiraten wollte.

Eines Tages schlich sich seine Schwester Hedi leise zu mir in die Küche der Boltens und fragte mich: »Hat Friedrich eigentlich schon mit dir über eure Zukunft gesprochen?«

Ich wusste, worauf sie anspielte, und vermutete, dass sie in Friedrichs Auftrag bei mir vorfühlen sollte. Ich lächelte sie an und sagte: »Nein.«

Mit dem Wissen, dass ich Ja sagen würde, eilte sie zu ihrem schrecklich schüchternen Bruder und sagte: »Friedrich, warum hast du sie noch nicht gefragt? Worauf wartest du denn!« Mit den Worten der Ehestitferin Hedi im Ohr fragte er mich an einem Nachmittag in der Folgewoche, ob ich mit ihm nach Bockholmwik fahren wolle, sobald er mit der Arbeit auf dem Hof fertig sei.

Wir hatten vor einiger Zeit ein abgeschiedenes Plätzchen mit Blick auf die Ostsee gefunden, als wir einen Ort gesucht hatten, an dem wir ein wenig feiern konnten, nachdem die Ernte eingebracht war und Friedrich etwas Zeit gehabt hatte, sich zu entspannen – obwohl sich die Bauern eigentlich nie wirklich entspannen. Ein Auge haben sie immer auf den Himmel und das andere auf die Erde gerichtet. Manchmal waren wir nur hierhergekommen, um allein zu sein. Jetzt breiteten wir eine Picknickdecke aus, auf die wir uns legten, um die Sterne am Himmel zu zählen, während die Meeresbrise sanft über unsere Haut strich.

An diesem Spätsommerabend merkte ich, dass Friedrich etwas im Kopf umherging. Er blickte immer neugierig auf das Leben – immer gab es noch etwas zu sehen, etwas anderes zu entdecken, etwas Neues zu lernen. Er konnte sehr schüchtern und manchmal sehr ernst sein, aber wenn sein Verstand auf Hochtouren lief, war es aufregend, dabei zu sein.

Er nahm meine Hand, blickte mich mit seinen leuchtend blauen Augen an und, untermalt von dem friedlichen Geräusch des Wassers, das an die Rümpfe der in der Nähe liegenden Fischerboote schlug, fragte mich, ob ich seine Frau werden wolle.

Für einen Landwirt hatte er sehr weiche Hände, und seine gepflegte blasse Haut war erstaunlich makellos, obwohl er jeden

Tag viele Stunden auf den Feldern verbrachte, um sich um die Ernte zu kümmern.

Ich drückte seine Hand. »Du kennst meine Antwort doch schon«, sagte ich und grinste von einem Ohr zum anderen.



Mich zu fragen war der einfache Teil gewesen. Nachdem Friedrich mir den Antrag gemacht hatte, musste er allerdings noch meinen Vater um meine Hand bitten. Also besorgten wir am nächsten Tag Blumen für meine Stiefmutter, und während ich Tee für uns alle kochte, nahm Friedrich all seinen Mut zusammen, um meinen Vater zu fragen, ob er mich heiraten dürfe.

Dass er zustimmen würde, war alles andere als eine abgemachte Sache: Als der Freund meiner Schwester ihn zwölf Monate zuvor gefragt hatte, war seine Antwort Nein gewesen. Dorthin Freund war Lehrer und mein Vater war wenig begeistert von ihm; erst als die beiden bekannt gaben, dass sie ein Baby erwarteten, gab er schließlich seinen Segen.

Vorsichtig trug ich das Tablett mit dem Tee zurück ins Wohnzimmer und versuchte, so leise wie möglich zu sein, um ihr Gespräch belauschen zu können. Offenkundig waren meine Sorgen unbegründet gewesen: Als ich Friedrich am Kartentisch meines Vaters sitzen sah, wusste ich, dass er seine Einwilligung gegeben hatte. Mein Vater lud nicht jeden ein, sich an seinen kostbaren Kartentisch zu setzen – dafür musste man schon jemand ganz Besonderes sein –, das war so etwas wie ein päpstlicher Segen! »Du musst lernen, Karten zu spielen«, sagte mein Vater gerade zu ihm.

Friedrich und ich gingen zusammen zu einem Juwelier in Flensburg und suchten einen Verlobungsring mit einem kleinen Diamanten und Eheringe aus. Beides zu tragen war durchaus ex-